



DER SPIEGEL DER ANDEREN

Jürgen Leinemann, Jahrgang 1937, war fast 40 Jahre lang ein wacher Beobachter der politischen Führungsetagen in Bonn, Washington und Berlin. Kaum einem anderen sind so intime Einblicke in das Innenleben der politischen Klasse in Deutschland und so präzise Beschreibungen ihrer wichtigsten Vertreter gelungen. Dabei war es vor allem der schonungslos kritische Blick auf sich selbst, der Leinemann die Selbstgefälligkeit und Selbstgenügsamkeit vieler Polit-Profis erkennen ließ. In seinen Berichten und Porträts verbinden sich analytische Schärfe mit sprachlicher Brillanz und leidenschaftlicher Parteinahme gegen den Realitätsverlust in der Politik und den Substanzverlust der Demokratie.

Franziska Augstein beschreibt den großen Journalisten, der für sein Lebenswerk den Henri Nannen Preis erhält.

Jürgen Leinemann ist der größte Porträtist im bundesdeutschen Journalismus. Es gibt andere Autoren, die auch einfühlsame und dabei pointierte, kritische Porträts verfassen. Aber nur Jürgen Leinemann ist es gelungen, dass seine »Opfer« sich darum gerissen haben, ja dass es ihnen eine Ehre war, von ihm beobachtet und beschrieben zu werden.

Zum Teil hat das daran gelegen, dass Leinemann für den SPIEGEL gearbeitet hat, dessen Bedeutung zum Beispiel daran kenntlich wird, dass es eine echte Nachricht war, als der Kanzler Helmut Kohl mit dem trotzigem Satz auftrumpfte, er lese das Blatt nicht. Das allein erklärt das Phänomen aber nicht: Die Leute waren erpicht darauf, dass Jürgen Leinemann und kein anderer sich mit ihnen befasste, obwohl sie wussten, dass manch einer, der als Tiger auftritt, aus Leinemanns Beschreibung als gezaustes Steiff-Tier hervorgeht. »Sie wussten,« sagt der ehemalige Kollege Paul Lersch, »dass er sie auf die Couch legen würde. Und er hat sie auf die Couch gelegt.«

Jeder, der Leinemann kennt, fühlt sich immer auch ein bisschen von ihm beobachtet. Nicht wie von einer Gouvernante, vor deren Augen man sich gut benehmen muss. Sondern wie von einem wohlwollenden Psychoanalytiker, der alle menschlichen Schwächen kennt. Bei ausgelassenen Partys, auf denen gut gebechert wird, wirkt er, der stets Nüchterne,



Jürgen Leinemann als Korrespondent des SPIEGEL in seinem Büro in Washington

ein bisschen wie die Riesenaugen auf dem Werbe-Plakat in Scott Fitzgeralds Roman »Der große Gatsby«: Vor diesen Augen spielt sich das Drama des Lebens ab. Leinemann selbst nimmt sich so nicht wahr. Aber den Angeheiterten kommt er mitunter so vor, und dann beginnt manch einer an der eigenen Heiterkeit zu zweifeln.

Leinemanns gelassene Nüchternheit ist nicht einschüchternd, doch kann sie Scheu erwecken. Diesem Effekt hat auch Rudolf Augstein sich nicht entziehen können, der den Jüngeren für seine Selbstdisziplin bewunderte und ihn gleichzeitig für einen Spielverderber hielt. Er fragte: Wie könne jemand, der gar nicht trinkt, »trotzdem« so gut schreiben?

Manche, die sich von Leinemann porträtieren ließen, nahmen es als eine Mutprobe wahr. Andere hatten einfach Angst. Fast alle setzten darauf, ihre Rolle so gut zu spielen, dass der Diagnostiker Leinemann nichts besonderes entdecken würde. Fast alle haben sich geirrt. Der ehemalige Daimler-Chef Hans-Jürgen Schrempp erhoffte sich 1996 vermutlich eine in kraftvollen Strichen gezeichnete Karikatur. Leinemann hingegen zeigte den Mann als heikle Größe in seinem Konzern: »Da er als Person auf den

ersten Blick stattlich aber austauschbar erscheint, nur bis zum Überlaufen aufgeladen mit aggressiver Energie, schärft sich sein Bild in der Übertreibung. Immer sieht er nur das eine oder das andere. Jürgen Schrempf muss polarisieren. Erst dann wird er kenntlich, nur so ist er handlungsfähig.« Wer Leinemanns Artikel gelesen hatte, musste sich um Daimlers Zukunft Sorgen machen.

Unsicherheiten in einem Menschen aufspüren, der als öffentliche Figur agiert: das wollen die meisten, die ein Porträt schreiben. Sie wollen den Menschen hinter dem Selbstdarsteller entdecken. Schnell kann es passieren, dass die Autoren sich selbst dabei vergessen. Am Schreibtisch ist ein jeder absoluter Herrscher: Ihm ist es gegeben, das Urteil über ein Leben zu fällen. Damit einher geht sehr oft die Vorstellung, selbst nicht beteiligt zu sein und lediglich als objektiver Beobachter, als über den Dingen stehende Instanz vorzugehen. Von dieser Verblendung, die den Journalisten am Schreibtisch dazu bringt, sich versehentlich wie der liebe Gott zu benehmen, hat Leinemann sich vor Jahrzehnten verabschiedet.

Als er sich Mitte der 70er Jahre eingestand, Alkoholiker zu sein, war er genötigt, sich über sich selbst Rechenschaft abzulegen. In der Einleitung zu seinem 2004 erschienenen Buch *Höhenrausch. Die wirklichkeitsleere Welt der Politiker* hat er das so beschrieben: »Einzugestehen, dass ich zwar alkoholabhängig war, dass mein süchtiges Verhalten aber nicht durch Whisky, Bier oder Wein erzeugt wurde, sondern dass umgekehrt der Suff die Folge eines persönlichen Defizits war, fiel mir nicht leicht. Es half aber, dass ich schnell merkte, wie sehr auch andere sich mit dieser Problematik herumschlugen – nicht zuletzt in der Politik.«

Seit den 70er Jahren ist Leinemann sehr vorsichtig, bevor er zu dem Urteil kommt, dass hinter der Fassade, die einer vor sich aufgebaut hat, niemand zu Hause sei. Eigentlich ist da immer jemand, sehr oft aber eben nur ein ängstlicher Mensch, der auf der Flucht vor sich selbst vieles auf sich nimmt. Die Bestätigung von außen hilft dabei natürlich. Politiker, die den größten Teil ihrer Zeit damit verbringen, sich selbst darzustellen, sind dafür besonders anfällig: Sie richten sich ein in der Selbstentfremdung und wappnen sich gegen Verletzungen, indem sie sich emotional reduzieren.

Von 1968 an war Jürgen Leinemann Korrespondent in Washington, zuerst für die DEUTSCHE PRESSE-AGENTUR, dann für den SPIEGEL. Er schrieb über die amerikanische Achtundsechzigerbewegung und den Vietnamkrieg. Es sah aus, als habe er es geschafft. Er telefonierte mit wichtigen

Leuten. Er war selbst wichtig. Der Aura seines Vaters, den er für einen unerträglichen Spießler hielt, schien er entronnen. Oder etwa nicht? Dann begann der Watergate-Skandal. Leinemann berichtete über Nixons Wandlung: Der Präsident, der eben noch ohne Rücksicht auf Menschenleben auf einen Sieg in Vietnam gesetzt hatte, war nun persönlich in der Defensive. Leinemann freute sich über jede neue Enthüllung von Nixons Machenschaften. Gar zu draufgängerisch, unbarmherzig und unbedacht war der Präsident ihm bis dahin erschienen. »Am Ende war Richard Nixon erledigt«, schreibt Leinemann in *Höhenrausch*, »aber ich hatte nicht gewonnen. Im Gegenteil – auch ich konnte und wollte in Washington nicht länger bleiben. Denn so krank, müde und depressiv, wie der Präsident wirkte, fühlte ich mich auch. Ein Hochstapler im Weißen Haus war enttarnt, nun war ich dran.« Was Leinemann 2004 über Nixons weinerliche, selbstmitleidige Selbstverteidigung gesagt hat, macht den Eindruck, als sei er da dem verachteten Spießertum des Vaters wieder begegnet. Es war Leinemann nicht gelungen, sich selbst zu entkommen.

Rudolf Augstein hat Leinemann einmal gesagt, er sei zu beneiden, weil er eine Frau habe, Rosemarie, die ihm geholfen habe, die Trunksucht zu überwinden. Leinemann gab zurück: »Nein, ich bin nicht damit fertig geworden, weil Rosemarie bei mir war. Rosemarie ist bei mir geblieben, weil ich damit fertig geworden bin.« Wahrscheinlich ist es so, dass beides zutrifft.

Seit jener Zeit aber, als Leinemann seinen Alkoholismus bezähmte, hat er als Autor überhaupt erst von sich reden gemacht. Seine erste »nüchterne« Geschichte, ein Stück über den damaligen, von vielen zu einem Helden stilisierten Juso-Vorsitzenden Klaus Uwe Benneter, schrieb er 1977. Der Artikel beginnt mit dem Satz: »Am mitreißendsten ist Klaus Uwe Benneter, wenn er nicht da ist.« Er schilderte Benneter als einen unsicheren Hohlkopf, der nichts Interessantes zu sagen hat und nicht einmal leere Sprüche klopfen kann, weil er sich dabei verhaspelt. Dem Vernehmen nach hat der Gescholtene sich von diesem Text nicht so schnell erholt.

So eine journalistische Totalvernichtung ist Leinemann kein zweites Mal unterlaufen. Berauscht von seiner wieder gewonnenen Klarheit, hatte er beim Schreiben dieses Artikels vergessen, was ihn seither als Porträtisten auszeichnet: Fairness, die durchaus nicht in Menschenliebe wurzelt, sondern vielmehr in der Einsicht, dass es nicht Sache eines Journalisten ist, anderen Menschen mit Witz und Süffisanz die Sinnlosigkeit ihrer Existenz zu bescheinigen.



Rechtfertigt der Hoffnungsträger die Hoffnung? Leinemann im Gespräch mit Joschka Fischer während des Bundestagswahlkampfes, 1998

1978 veröffentlichte er ein kritisches Porträt des BKA-Präsidenten Horst Herold, das diesem sehr imponierte. Leinemann zeigte ihn als einen Selbstdarsteller: »Gespielt wird das Stück: Das Leben ist ein Jammerthal. In der Rolle des von aller Welt verfolgten Opfers brilliert Horst Herold.« Der Spott war unübersehbar. Aber Herold fühlte sich damals tatsächlich nicht nur von der RAF verfolgt: Dass er, der ranghöchste bundesdeutsche Polizist den entführten Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer nicht hatte retten können, wurde ihm von allen Seiten vorgehalten. Weil Leinemann sich nicht nur über Herold lustig machte, sondern auch aufschrieb, wie dieser sich selbst sah, weil Leinemann Herolds Selbstbeschreibung unverfälscht wiedergab und dazu pointiert kommentierte, fühlte der BKA-Präsident sich nicht bloß verstanden, es erschien ihm sogar, als habe er sich und sein Auftreten durch Leinemanns Text um Nuancen besser sehen gelernt.

In dem Artikel über den BKA-Präsidenten findet sich ein Satz, der über Leinemanns Haltung viel besagt: »Dass Wissen Macht ist, wer hät-



Sah sie als mögliche Kanzlerin: Leinemann lauscht Renate Schmidt, 1991

te es so gut begriffen wie Horst Herold, der Informationen hortet wie ein Alkoholiker Schnaps.« Ja, Leinemanns Ansicht, dass Deutschland eine »Suchtgesellschaft« ist, hat sich früh abgezeichnet.

»Ich habe wenig Zweifel,« schreibt er in *Höhenrausch*, »dass wir heute eine Suchtgesellschaft sind – eine Gesellschaft, die ihr Bedürfnis nach Sinn, Glück und vor allem nach Sicherheit vorwiegend mit Ersatzmitteln befriedigt. Zumindest in den entwickelten Industrieländern erscheint mir Sucht als die zentrale Krankheit der Zeit.« Kurz nach der Jahrtausendwende war der Außenminister Joschka Fischer gar nicht erbaut, als Leinemann sein enormes Joggingprogramm nicht bewunderte, sondern lediglich trocken anmerkte, Fischer habe offenbar die Droge gewechselt.

Ich habe Jürgen Leinemann einmal gefragt, wann er sich in seinem Urteil wirklich geirrt habe. Er antwortete ohne Zögern: In einem Artikel über den »Vormarsch der Frauen in der SPD« stellte er es als möglich dar, dass die SPD-Politikerin Renate Schmidt es zur Kanzlerin bringen könne. Er habe sie gut leiden können, sagte Leinemann. »Da hat er wohl zuviel in der ›Provinz‹ mit ihr getratscht«, sagt der ehemalige SPIEGEL-Kollege



In der Freizeit Kumpel, beim Schreiben distanziert: Leinemann und Gerhard Schröder

Hartmut Palmer, der die berühmte Bonner Kneipe auch gern aufsuchte, weil man dort soviel erfuhr.

Eine Fehleinschätzung. Von einer zweiten weiß niemand zu berichten.

Leinemann ist immer auf der Suche nach Politikern gewesen, die bei sich sind, die nicht dem Höhenrausch verfallen. Er hoffte, solche Leute unter den Frauen zu finden, oder – nach 1989 – unter den Ostdeutschen.

Im Lauf der Zeit hat Leinemanns Urteil, dass wir eine Suchtgesellschaft seien, sich verfestigt. Anlässlich der Publikation des Buches *Höhenrausch*, der grandiosen Bilanz seiner journalistischen Erfahrungen in den Raumschiffen Bonn und Berlin, hat die ZEIT ein Gespräch mit ihm geführt. Die Interviewer fragten: »Warum tun Sie sich das an? Immer noch einen leeren Egomane? Immer noch einen, der nicht aufhören kann?« Und Leinemann antwortete: »Vielleicht bin ich auch so. Ein bisschen.«

Aus der Rede von Bundeskanzler a. D. Gerhard Schröder anlässlich der Verabschiedung von Jürgen Leinemann vom SPIEGEL am 23. Januar 2007 in Berlin

Es ist nicht nur der sorgfältige Umgang mit Sprache, die psychologisch tiefgründige Porträtkunst, die Jürgen Leinemann meisterlich beherrscht. Vor allem ist es die fundierte solide Recherche, die vor dem Prozess des Schreibens kommt. Darin bist du ein Meister, Jürgen.

Bis dein Urteil steht, vergehen manchmal oft Jahre. Und oft bist du dann immer noch nicht am Grund angelangt. Dann bist du fair und gestehst ein, dass du mit deinem Bild, deinem Objekt nicht fertig bist. Das bewundere ich an dir, Jürgen.

Zum Beispiel schreibst du über einen Menschen, den du seit mehr als 20 Jahren unaufhörlich beobachtest:

»Der wahre Mensch bleibt trotz permanenter Präsenz ein Geheimnis, die vage Möglichkeit einer zusätzlichen Dimension von Tiefe und Anderssein, ist nicht auszuschließen. Das lässt ihn ebenso unberechenbar wie unverwechselbar erscheinen.«

Das sind großartige Sätze, denn sie zeigen einen sehr sensiblen Umgang mit voreiligen Urteilen. Und sie beinhalten das Eingeständnis, dass auch die besten journalistischen Fähigkeiten an Grenzen stoßen.

Ehrlichkeit ist damit ein fester Bestandteil deines Berufsethos, solides Handwerk, Fairness und vor allem eine Haltung, die den Beruf auch als Engagement sieht. Bei dir ist nichts beliebig.

Ich bin ja selbst ein regelmäßiges Opfer deiner Sezierkunst gewesen. Der Montag, als der Montag noch SPIEGEL-Tag war, war deshalb nicht immer ein fröhlicher Wochenauftakt für mich.

Oft habe ich unter deinen Analysen gelitten. Gelegentlich habe ich mich dann damit getröstet: Der versucht sich ja nur zu entlasten, indem er die eigenen Schwächen und Fehler auf andere projiziert. Aber das half irgendwann nicht mehr weiter, weil du auch über

dich so ehrlich warst und deine eigenen Schwächen schonungslos öffentlich eingestanden hast.

Hut ab für diese Tat, für die du meinen ganzen Respekt hast.

Dein Buch *Höhenrausch* wird deshalb einzigartig bleiben, denn das Argument mit der Projektion hast du darin für alle Zeiten entkräftet, weil du dich selbst nicht nur als Analytiker, sondern auch als Opfer dieses Systems siehst.

Nicht nur wir Politiker, auch du Jürgen, warst (oder bist es noch) ein Besessener, der schwer aufhören kann.

Und einer, der für kurze Zeit die Erdung verloren hat. Aber einer, der ehrlich damit umgegangen ist. Insofern kommt man dir heute nicht mehr bei. Du hast dich mit deinem Alterswerk *Höhenrausch* unangreifbar gemacht.

Lieber Jürgen, wir kennen uns nun seit über 30 Jahren. Alle Phasen des Mit- und Gegeneinanders haben wir durchgearbeitet. Auch wenn es zeitweilig Funkstille gab, wir haben uns auch in solchen Phasen mit Respekt behandelt.

Wohl keiner hat sich ein solches Verständnis von den gewaltigen Anforderungen und Gefährdungen eines Politikerlebens erworben, wie du Jürgen.

Bis hin zu der ehrlichen Erkenntnis, dass – wie es Eppler einmal sagte – »Politik an der Grenze dessen angesiedelt ist, was Menschen leisten können, ohne Schaden zu nehmen an ihrer Seele.«

Das haben Leute wie ich erlebt, erfahren und erlitten. Und du, Jürgen, bist durch Beobachten und Miterleben zur gleichen Erkenntnis gekommen, schonungslos in der Analyse, aber verständnisvoll und fair im Urteil.